Dem Deutschen Kronprinzen.

Am 6. Mai vollendet der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen sein fünfunddreißigstes Lebensjahr. Wie jeden einfachen Soldaten des großen Volksheeres findet ihn der Tag im Felde, in schlichtem Feldgrau, in treuer Pflichterfüllung. Findet ihn bei ernster Arbeit zur sieghaften Abwehr der auf Deutschlands Zertrümmerung sinnenden Feinde. Sein dritter Geburtstag im Felde! Noch immer hat das trotzige Wort seine Geltung, das er selbst vor drei Jahren unter ein Bild schrieb: „Wir stehen still auf Posten — im Arme das Gewehr — Im Westen und im Osten — viel Feinde und viel Ehr“ . . .

Zu der Ehre im Westen hat der jüngste Armeeführer das Seine redlich beigetragen. Wie unter den Siegen des Vormarsches die Schlacht von Longwy, der Fall von Montmédy unlöslich mit seinem jungen Ruhm verknüpft sind, so wird die Geschichte mit der besonnenen und kraftvollen Abwehr feindlicher Übermacht auf gewonnenem Boden seinen Namen eng verbinden. Und wer in kommender Friedenszeit vom wiederhergestellten Turm von Montfaucon — von dessen zerschossenem Glockenstuhl der Kronprinz so oft, die Granatengrüße mißachtend, die feindlichen Linien beobachtete — hinüberschaut nach dem unheimlichen Dunkel des Argonner-Waldes, der wird der unerhörten Zähigkeit der Kämpfe gedenken müssen, die hier unter des Deutschen Kronprinzen Leitung gegen einen tapferen Feind, der im eigenen Lande mit allen Listen und Hilfen focht, durchkämpft und durchlitten worden sind.

Der älteste Sohn des Kaisers, dessen sportliche Neigungen weite Kreise häufig in den Vordergrund des Interesses rücken zu müssen glaubten, hat eine gute militärische Schule hinter sich. Groß geworden in der strengen Zucht altpreußischer Überlieferung, sehen wir ihn dann an der Spitze seiner Potsdamer Grenadiere, seiner Leib-Eskadron des Regiments der Gardes du Corps und später als Danziger Leibhusar. Willig und gern teilte er mit seinen Untergebenen Freuden und Härten des Dienstes. Seine offene, aller Pose fremde Liebenswürdigkeit, sein heiteres, freies Wesen gewannen ihm im Fluge die Herzen seiner Soldaten. Alle, Offizier wie Mann, schätzen den fröhlichen, frischen Kameraden. Danzigs Husaren rühmten den kühnen Reiter und strammen Kommandeur, der sein Regiment in allen Tagen trefflich führte.

Die Art eines künftigen Krieges stellte der fürstliche Regimentsführer sich wohl anders vor, als moderne Technik ihn gestaltete. In dem von ihm angeregten und durch zwei wertvolle Beiträge seiner Hand bereicherten illustrierten Werk „Deutschland in Waffen“ schrieb er von einer Reiterattacke: „Wer solche Attacke mitgeritten hat, für den gibts nichts Schöneres auf der Welt. Und doch: Noch eins erscheint dem echten Reitersmann schöner: Wenn alles dies dasselbe ist, aber man am Ende des schnellen Laufes dem Feind entgegenreitet, und der Kampf, für den wir geübt und erzogen, einsetzt: der Kampf auf Leben und Tod. Wie oft bei solcher Attacke hat mein Ohr den sehnsüchtigen Ruf eines daherjagenden Kameraden aufgefangen: Donnerwetter, wenn das doch Ernst wäre! . . . Reitergeist! Alle, die rechte Soldaten sind, müssen's fühlen und wissen: dulce et decorum est pro patria mori!“ . . .

Solche Attacke ist selten in diesem Kriege geritten worden, in dem sich nun Deutschland in Waffen so wundervoll bewährt hat. Der Kronprinz selbst aber hat den forschen Reitergeist zügeln müssen und, mit dem Generalstabschef und den Generalen über die Karten gebeugt, die verantwortungsvollen Entscheidungen des Führers Monate und Jahre lang zu treffen gehabt. Das übt in jener entsagungsvollen Geduld, die ein künftiger Herrscher besitzen muß. Jahre des Krieges — Jahre der ernstesten Lehre. So hat sie der Kronprinz aufgefaßt und genutzt. Aus dem jungen Reiteroffizier, der leuchtenden Auges, die Sporen am Gurt, im Gras der Ostseedünen seinem Schimmel die Zügel ließ, ist im Angesicht des Argonner Waldes und der Feste Verdun der besonnene junge General geworden, der geduldig am Scherenfernrohr des Feindes ferne Bewegung verfolgt; der im Pflichtgefühl des Fürsten und Führers sich dem Wohl und Wehe der Tausende, die unter ihm fechten, unlöslich verbunden fühlt; der mit frohem Dankwort den bestaubten Siegern das Eisenkreuz anheftet und mit mildem Trostspruch manchem braven Burschen im Lazarett an der Maas die Hand gehalten hat, bis das Auge vom Tode gebrochen war; der an der Spitze seiner tapferen Heeresgruppe gerade in diesen kampfesschweren Tagen des erbittertsten Ringens um die Endentscheidung des Weltkrieges allen feindlichen Durchbruchsversuchen an der Aisne und in der Champagne Trotz bietet und sie zum Scheitern bringt.

Ein Kronprinz ist ein Versprechen an die Nation. Aus einer reinen und frohen Jugend ist im deutschen Thronfolger ein rechter starker Mann emporgewachsen, seelisch und körperlich gesund, froh in der Liebe zum Leben, ernst im Bewußtsein der Pflicht und Verantwortung. Der lange und harte Krieg hat dieser Jugend die letzte Prüfung auferlegt. Ohne Eitelkeit, die seinem schlichten Wesen fernliegt, aber im Stolz, mit all den Braven seiner Armee wohlbestanden zu haben, wird er heimkehren als Sieger. Bald — das wünschen wir von Herzen; und grüßen den Kaisersohn und jungen Feldherrn in deutscher Treue, die unseres Volkes schwerste Zeit von allen Schlacken gereinigt hat.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Ein Erfolg des Hindenburgschen Schlachtplanes.

Das Mitglied des französischen Heeresausschusses Ferry folgert im ‚Petit Parisien‘, daß Hindenburg durch seinen Rückzug die englisch-französische Front zu drei Vierteln neutralisiert habe, so daß ihr nur noch insgesamt 70 Kilometer zur Entwicklung übrig bleibe. Der Fachkritiker des ‚Matin‘ Clovieux nimmt die jüngsten Operationen der englisch-französischen Streitkräfte zum Anlaß, einen neuen Gesamtplan zu befürworten. Der Aushungerungsplan Deutschlands könne nicht ernst genommen werden. Es sei unmöglich, den wahren Zustand der Mittelmächte richtig zu beurteilen. Helfen könne nur eine zusammenfassende militärische Verständigung des Vierverbandes.

*

Am Vorabend großer Ereignisse?

Die römische ‚Tribuna‘ verzeichnet das Gerücht, daß das italienische Parlament demnächst einberufen werden sollte und widerspricht ihm sogleich. Wir stehen, sagt das Blatt, am Vorabend großer Ereignisse, und jeder Abgeordnete begreift dies und wartet. Die Kammer soll, das wünschen wir alle, vor ruhmvollen vollendeten Tatsachen stehen und eine geklärte Lage vorfinden, wenn sie wieder zusammentritt. — Wird das nicht ein wenig lange dauern? Die italienischen Blätter haben schon häufig solche Siegesfanfaren hören lassen und mußten noch immer die Melodie jählings abbrechen.

*

Rumänisches Elend.

Die ‚Times‘ berichtet aus Jassy, dem Sitz der rumänischen Regierung, daß die Zustände dort furchtbar sind. Die Verwaltungsbehörden haben danach gegenüber dem ungeheuren Zustrom von Flüchtlingen vollständig versagt. Arbeitslose sieht man in Scharen auf den Straßen, und Hungersnot und Elend ist überall. Fleisch, Zucker und Gebäck ist nahezu verschwunden. Lange Reihen von Frauen und Kindern stehen hungernd vor den Bäckerläden. Eier kosten das Stück 2 Mark. Die meisten Menschen sind nicht nur halb verhungert, sondern auch ungenügend gekleidet und lebten bei 20 Grad unter Null in ungeheizten Zimmern. Das Vieh krepiert auf den Weiden. Aber das Schlimmste von allem sind die ansteckenden Seuchen. Trotzdem man Tausende nach Rußland fortgeschafft hat, sind alle Hospitäler überfüllt. Bevor die Deutschen nach Bukarest kamen, waren dort schon 30 000 Kranke. Davon schaffte man 60 % nach der Moldau, wobei viele unterwegs starben. Als dann der Rest in Jassy eintraf, war keine Unterkunft für sie zu finden. Flecktyphus und Cholera fordern gewaltige Opfer.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 3. Mai.

Bei der Weiterberatung des Postetats fragt

Abg. Taubadel (Soz.): Weshalb nimmt die Post keine Einschreibepakete mehr an? Man täuscht sich, wenn man glaubt, das Publikum habe die Portoerhöhung gelassen hingenommen und man könne deshalb bei neuem Bedarf wieder auf die Post zurückgreifen. Wie steht es mit der Aufhebung der

Portofreiheit der Landesfürsten?

Die Frauenarbeit bei der Post hat sich bewährt. Dann sollte man aber auch die Frauen ausreichend bezahlen. Dasselbe gilt von den Aushilfskräften bei der Post, die über eine viel zu geringe Bezahlung lebhaft klagen.

Abg. Racken (Ztr.): Nach dem Kriege ist eine allgemeine Reform der Anstellungsverhältnisse der Postbeamten unbedingt notwendig.

Abg. Hubrich (Vp.): Auch wir sind voll des Lobes ob der vorbildlichen Tätigkeit der Postbeamten aller Grade. Auch die gegenwärtigen Erschwerungen im Postverkehr können diese Anerkennung nicht beeinträchtigen. Die Briefbestellung sollte man durch Anbringung von Hausbriefkästen erleichtern. Den geplagten Großstadtbriefträgern wäre das sehr willkommen. Die

wirtschaftliche Lage der Postbeamtenschaft

ist durch die riesige Teuerung noch ungünstiger geworden. Wir kennen ja alle die Klagen des Publikums über den Verlust und die Beraubung von Postsendungen während des Krieges. Das Publikum ist in so weitgehendem Maße zur Versendung von Einschreibepaketen übergegangen, daß die Post sich gar nicht mehr helfen konnte und die Einschreibepakete einfach verbot. Die beste Bevölkerungspolitik sind eine auskömmliche Besoldung der Beamten und günstige Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse.

Abg. v. Flemming (kons.): Noch immer wird geklagt über unregelmäßige Beförderung von Feldpostsendungen. Wäre es nicht möglich, die Verhängung einer Postsperre vorher mitzuteilen? Vielfach sind Pakete vom Lande nach der Stadt untersucht worden. Es liegt mir fern, die Hamsterei zu begünstigen, aber solche Maßnahmen verärgern.

Abg. Meyer-Herford (natl.): Notwendig ist eine Reform des gesamten inneren Postdienstes. Die Stellung der Beamtinnen muß besser werden. Für Sendungen in Blindenschrift sollte man Portoerleichterungen gewähren.

Staatssekretär Kraetke:

Natürlich klappt der Postdienst jetzt nicht so, wie wir das selbst wünschen, denn es fehlt an genügenden Kräften. Außerdem fahren die Eisenbahnzüge langsamer und sind überlastet. Die Einschreibepakete sind aufgehoben worden, weil wir einfach keinen Raum mehr hatten. Wer auf einen bestimmten Ersatz rechnet, kann sich nach wie vor der Wertsendung bedienen. Die Zahl der verlorengegangenen Pakete ist nicht allzu groß, von 4000 Paketen ist im Durchschnitt nur eins verloren gegangen. Die Verluste sind nicht auf schlechte Bezahlung der Beamten zurückzuführen. Postsperre aus dem Felde kann den Angehörigen der Kriegsteilnehmer aus militärischen Gründen nicht vorher bekanntgegeben werden. Kein Postbeamter darf ein Paket durchsuchen. Von einem Mißbrauch der Portofreiheit der Landesfürsten kann nicht die Rede sein, sie wird höchstens zu wohltätigen Zwecken jetzt mehr verwendet als sonst.

In der weiteren Debatte sucht

Abg. Zubeil (Soz. Arbg.) zu beweisen, daß die niedrigen Löhne der Aushilfskräfte bei der Post die Schuld an der Entwendung von Paketen hätten.

Abg Dr. Quarck (Soz.): Die Preßtelegramme müssen billiger werden, damit die Presse ihre Leser besser über das Ausland unterrichten kann.

Abg. Sivkovich (Fortsch. Vp.): Die Portofreiheit der Fürsten, ihrer Gemahlinnen und Witwen entspricht nicht mehr dem Geist der Zeit. Hier ist auch ein Stück Neuorientierung zu leisten. Welche Stellung nimmt die Regierung zu der Entschließung des Reichstages hierzu ein? Hier muß dem Empfinden des gesamten Volkes Rechnung getragen werden. Die neue Zeit fordert mehr als je ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Postverwaltung und Beamtenschaft.

Reichspostsekretär Kraetke: Über die Entschließung des Reichstags gegen die Portofreiheit der Bundesfürsten hat sich der Bundesrat noch nicht schlüssig gemacht.

Der Postetat wird genehmigt, der Gesetzentwurf über die Abrundung der Telegrammgebühren verabschiedet.

Das Haus vertagt sich.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*In der letzten Bundesratssitzung gelangten zur Annahme: der Entwurf einer Bekanntmachung über den Schutz der im vaterländischen Hilfsdienst tätigen Personen, der Entwurf einer Bekanntmachung zur Ergänzung der Bekanntmachung über den Verkehr mit Knochen und der Entwurf einer Bekanntmachung über die bei Behörden oder in kriegswirtschaftlichen Organisationen beschäftigten Personen.

*Eine Landeserbschaftssteuer soll in Reuß ä. L. zur Einführung kommen. Der Landtag befaßte sich mit einer entsprechenden Vorlage. Die neue Landessteuer soll erhoben werden von Eltern, deren Abkömmlingen und von Ehegatten. Von Abkömmlingen beträgt sie 2 %, von Ehegatten 3 %, von Eltern und Voreltern 4 und von allen übrigen Erben 6 %. Hinterbliebene von durch den Krieg um das Leben gekommenen Militärpersonen bleiben — bis zum Werte von 10 000 Mark — steuerfrei, ebenso bleibt frei ein Erbwert bis 2000 Mark, bis 3000 Mark bei Ehegatten, deren Vermögen nicht mehr als 3000 Mark beträgt.

*Einen Beschluß der Bremer Bürgerschaft zufolge soll eine Kommission von 14 Mitgliedern eine zeitgemäße bremische Verfassung vorbereiten. — Weiter nahm die Bürgerschaft eine Senatsvorlage auf Einführung einer Vermögenssteuer in Bremen an, deren Ertrag auf 1 200 000 Mark geschätzt wird.

England.

*Eine recht beruhende Rechnung legte Bonar Law im Unterhause vor. Danach betrafen die Darlehen an die Verbündeten bis Schätzung um 100 Millionen Pfund und betrugen im ganzen 540 Millionen, seit Kriegsbeginn 828 Millionen Pfund (über 16 Milliarden Mark). Die Staatsschuld ist auf 3554 Millionen Pfund (77 Milliarden Mark) gestiegen; aber davon müsse man die Vorschüsse an die Verbündeten und die überseeischen Gebiete in Abzug bringen. — Man kann unter solchen Umständen begreifen, daß England alles daran setzt, um aus dem „Geschäft“ noch etwas herauszuholen.

Schweden.

*Verschiedene Blätter erinnern daran, daß bei der letzten nordischen Ministerkonferenz in Christiania die Verabredung getroffen wurde, die drei nordischen Regierungen sollten erwägen, welche Schritte möglicherweise zu tun seien, um die Wiederherstellung des Weltfriedens zu fördern. Die Blätter fragen, ob jetzt nicht der rechte Augenblick gekommen sei, wo die Minister der drei Länder in Stockholm wieder eine Zusammenkunft abhalten könnten.

Amerika.

*Wie Reuter meldet, bezog sich die Unterredung, die der Schweizer Gesandte mit Präsident Wilson hatte, und die zu Friedensgerüchten an der Chicagoer Weizenbörse Anlaß gab, nur auf die Ernährungsfrage. Der Präsident wiederholte die Versicherung, daß die Ver. Staaten nicht beabsichtigten, die Initiative nach den Neutralen, wenn nicht absolut notwendig, zu unterbinden.

Friede Sörrensen.

11] Roman von H. Courths-Mahler.

(Fortsetzung.)

Friede fühlte, daß sie die Schwester hassen könnte als die Urheberin allen Leides, welches sie heraufbeschworen hatte. Nicht die Spur eines warmen Gefühls für sie lebte in ihrem Herzen. Und wenn sie helfend in ihre Verhältnisse eingriff, so geschah es nur um des bleichen Schläfers willen da drüben und um der traurigen Mädchenaugen, die sich an der Leiche des Vaters so vertrauensvoll in die ihren gesenkt hatten. Ruth war wohl die einzige, die den Vater wahrhaft betrauerte. Ellen schien von dem Verlust nicht härter getroffen zu sein als ihre Mutter.

„Wir sprechen morgen — nach der Beerdigung über deine Verhältnisse, Lizzi. Heute abend wird es zu spät — ich muß noch erst ein Hotel aufsuchen, da ich vom Bahnhof direkt hierherfuhr“ sagte sie, sich erhebend.

„Ach, Friede, ich würde dir ja gern ein Zimmer zur Verfügung stellen — aber wir sind zu beschränkt — ich könnte dir höchstens ein Bett in mein Zimmer stellen lassen. Aber da wirst du allerhand Bequemlichkeiten vermissen.“

Friede wehrte leicht mit der Hand ab.

„Laß nur, Lizzi. Es ist mir lieber, wenn ich im Hotel Wohnung nehme. Wir wollen uns gegenseitig nicht genieren. Es genügt, wenn ihr mir ein gutes, solides Hotel nennt. Ich bin gewöhnt, mich überall zurechtzufinden. Nur von Ruth will ich mich noch verabschieden.“

„Ach so, Ruth — die hatte ich ganz vergessen — mein armer Kopf!“ seufzte Lizzi. „Du hast sie wohl schon kennen gelernt?“

„Ja, ich sprach einige Worte mit ihr — drüben bei ihrem Vater.“

„Sie ist nicht von ihm fortzubringen. Weißt du — Fritz hat sie ein wenig verzogen. Und sie kann sich so wenig beherrschen. Lieber Gott — uns ist das Herz auch fast zersprungen vor Leid. Aber was hilft es, man muß durch und vor den Leuten Haltung bewahren. Geh hinüber, Ellen, sage Ruth, daß sie sich von Tante Friede verabschieden soll.“

Ellen erhob sich schnell, um den Auftrag auszuführen, aber Friede hielt sie fest.

„Bleib, Ellen, ich gehe selbst noch einmal hinüber. Laß Ruth bei ihrem Vater. Sie hat ihn nur noch bis morgen.

Schnell, um jeden Einwand abzuschneiden, ging Friede hinaus. Mutter und Tochter sahen sich eine Weile stumm und bedeutungsvoll an, als sie allein waren.

„Begreifst du das alles, Ellen?“ fragte die Mutter endlich flüsternd. „Papa hat selbst an sie geschrieben, nachdem er mir erst eine Szene gemacht hat, als ich es tun wollte. Beweist das nicht eigentlich sehr deutlich, daß er unzurechnungsfähig war?“

„Ganz sicher, Mama, so wird es sein. Ich halte auch daran fest, daß Papa nicht wußte, was er tat. Der Brief beweist es eher, als daß er uns vom Gegenteil überzeugt.“

Friede war inzwischen noch einmal an Fritz Steinbachs Ruhelager getreten und hatte ihm lange stumm ins Antlitz gesehen. Dann wandte sie sich und zog Ruth in ihre Arme.

„Kind, ich muß jetzt fort — muß erst zur Ruhe kommen in mir selbst. Die Luft in diesem Hause benimmt mir das klare Denken. Noch habe ich mit deiner Mutter nicht über dich gesprochen. Ich möchte auch nicht, daß du ihr heute schon sagst, daß ich dich mit mir nehmen will. Wenn es dich nicht sehr dazu drängt, es ihr zu sagen, so überlaß es mir. Ich habe meine Gründe zu diesem Wunsche.“

Sie küßten sich und sahen sich tief in die Augen.

„Morgen denn auf Wiedersehen, Ruth!“

„Auf Wiedersehen, Tante Friede!“

Diese grüßte noch einmal mit den Augen den bleichen Schläfer. Morgen, wenn dieses Zimmer mit gleichgültigen Menschen gefüllt war, wollte sie ihn nicht mehr ansehen. Heute gehörte er ihr und sie teilte ihn mit niemand als mit seiner Tochter.

Draußen im Korridor standen wie vorhin Lizzi und Ellen. Sie verabschiedeten sich wortreich mit großer, zur Schau getragener Herzlichkeit von Friede.

Ellen umarmte und küßte sie wie im Übermaß des Empfindens und sagte mit schimmernden Blicken und bewegter Stimme:

„Ich hab dich so herzlich lieb, Tante Friede, und muß dich küssen.“

Friede sah ernst in die schönen, jungen Augen, die so lügen konnten.

„Du bist sehr impulsiv, Ellen.“

„Ach ja, Ellen hat das Herz immer auf der Zunge,“ sagte Lizzi im Tone der liebevollen Mutter. „Findest du nicht, daß sie mir gleicht?“

Friede nickte mit einem sonderbaren Ausdruck.

„Ja — sehr.“

Friede machte sich nun kurz von Mutter und Tochter los und schritt die Treppe hinab.

Müde und matt, wie nach schwerer Arbeit, warf sich Friede unten in den Wagen und nannte dem Kutscher den Namen des Hotels, zu dem sie fahren wollte.

Es war alles wund und wehe in ihr. Als sie endlich in dem Hotelzimmer allein war, warf sie sich auf den Diwan und starrte vor sich hin. Sie fühlte dumpf, daß etwas sie plötzlich aus ihrem stillen, einsamen Frieden herausgerissen hatte. Chaotisch wogten die widerstreitenden Empfindungen durch ihre Brust. Schmerz und Trauer um den Tod des Geliebten, ihrer Jugend, Groll und Abscheu gegen die Schwester, ein stumpfer Widerwille gegen Ellens heuchlerische Zärtlichkeiten und dazwischen die aufsteigende Freude, daß Fritz Steinbach ihr trotz allem seine Liebe bewahrt hatte.

Und aus all den unklaren Gefühlen entwickelte sich stärker und stärker das eine: „Nun wirst du nicht mehr einsam sein, ein Kind wird du haben, eine liebe Tochter — seine Tochter, sein Herzenskind.“ Und sie wußte, sie würde Ruth sehr lieb haben können, nicht nur, weil sie ihr von dem Vater besonders ans Herz gelegt worden war, sondern weil sie in ihr die verwandte Art erkannte.

Sie fand wenig Ruhe in der Nacht, die Gedanken wehrten ihr den Schlaf. Und dann störte sie der Großstadtlärm. Sie war nicht gewöhnt, daß während der Nacht Wagen und